

(Nachdruck verboten.)

7 Die schöne Andrea.

Erzählung von Karl Bussé.

(Schluß.)

So kam es, daß die schöne Andrea immer lustiger, Markus Kabat immer vergrämter ward. Er traute keiner Freundschaft mehr.

Inzwischen setzte der Regen ein. Er troff vom Himmel, von Dächern und Mienen, Bäumen und Sträuchern. Die Dorfstraße stand halb unter Wasser. Hundert kleine Rinnale einten sich zu großen Lachen.

„Was hilft's," sagte der Tischler, „ohne Holz kein Feuer, ohne Feuer keine Wärme. Die Mutter friert."

Andrea sah ein, daß ein neuer Holzvorrat vomöten war. Sie schwankte lange — endlich zog sie sich die hohen Stiefel ihres Vaters an und schürzte den Rock hoch. „Wie gefall ich Euch so?" lachte sie und drehte sich. Sie streckte die plumpen Schafstiefel vor. „Es geht noch ein Fuß 'rein."

„Aber meiner nicht," nickte er und besah seine Kähne. Dann holte er die Karre.

Der Riese schleppte wie gewöhnlich die erste Fuhrer heim, dann die zweite. Sie waren dabei, die dritte zu laden, als ein Pfeifen von fern tönte. Andrea horchte auf, der Tischler kümmerte sich nicht darum und machte die Ladung fertig. Um einen Augenblick zu verschmäusen, setzte er sich auf einen Deichselarm des Karrens, während das Mädchen die Stange barg. Sie mußte etwas weiter dazu gehen, und als er ihrer wartete, hörte er plötzlich reden.

Da kam auch Andrea schon zurück, neben ihr der Förster, der ihr mancherlei zuraunen mochte.

„Bemüht Euch nicht, Herr." Das war deutlich.

Julian Libelt stuzte. „So höre mich doch, Andrea . . . anhören kannst Du mich doch!"

Plötzlich erblickte er den noch immer am Karren sitzenden Tischler. Nun begriff er. Die Wut packte ihn. „Ach so, Pani . . . man ist überflüssig . . . ich verstehe! Ueberall nehmt Ihr den Bräutigam mit . . . ins Haus, in den Wald, zum Tanz! Ja, wer's so haben kann!" Und lachend — das Lachen war giftig —: „Der Wald kennt Euch ja. Eure Liebe, Eure Kräfte, Pani. Habt Ihr dem Neuen, den Ihr Euch anschafft, schon von früher erzählt? Aber ins Haus, psia krew, durste meines Vaters Sohn nicht. Doch wo der Vater tot ist — — Achselzuckend, mit kurzem Pfeifen machte er kehrt.

Andrea war glühend rot geworden. Wie hilflos suchend sah sie sich nach Markus um. Der stand langsam auf.

„Nehmt Eure Junge besser in acht, Förster. Sonst könnte es sein, daß meine Hand so schnell ist wie sie."

Mit einem Ruck drehte sich Julian Libelt um. „Wer hat mit Euch geredet — he?" schrie er. „Wartet, bis man Euch fragt! Sonst will ich Euch lehren, wie man mir begegnet."

„Ihr?" Die Adern auf der Stirn schwellen. „Lernt zuerst selber, wie man sich beträgt. Ihr klatscht wie ein alt Weib." Und mit einer alles abschneidenden Handbewegung: „Zwischen der Pani und mir ist nichts. Wenn aber was wäre — was ginge es Euch an?"

Der Förster hörte nur: wenn aber was wäre —!

Er kam langsam, Schritt für Schritt, näher. „Wollt Ihr ruhig sein?" sagte er heiser. „Ich rede nicht mit Euch!"

Sie blickten sich beide fest ins Weiße der Augen. In beiden war der noch mühsam gezähmte Haß sprunghaft.

„Schwahrt Ihr zuerst keine Lügen! Dann will keiner 'was von Euch!"

Der Riese hatte sich jetzt ganz aufgereckt. Seine Gestalt war etwas vornübergeneigt. Sie zitterte kaum merklich.

Da schob Julian Libelt den Daumen unter den Gewehriemen. „Hergelaufen, Gott weiß von wo, aber frech, frech. Ich gratuliere Euch, Pani!"

Er wandte sich. Doch mit einem halberstickten Wutschrei packte ihn Markus Kabat an den Schultern, hob an den Schultern den ganzen Mann empor und schüttelte ihn wie einen jungen Hund.

„Markus!" flehte das Mädchen.

Und der Förster, blaurot vor Wut, machte sich frei:

„Schurke!" schrie er auf. Im Nu riß er das Gewehr von der Schulter, legte an.

„Schieß!" Die Arme breitete der Riese noch aus. Es war ihm, weil er den Todfeind so geschüttelt, ganz leicht geworden. „Schieß!"

Doch mit einem Schrei sprang Andrea dazwischen und hielt das Doppelrohr nach oben, als wäre ihr Arm von Eisen. Jetzt standen sie beide — der Förster und sie — ganz dicht. Sekundenlang blickten sie sich jezt an. Beide keuchten leise.

Dann sprach der Grüne: „Laß los!"

Auge sah in Auge.

Sie ließ den Arm sinken, trat aber nicht zurück, ehe Julian Libelt nicht die Flinte über die Schulter gehängt.

„Wir müssen nach dem Dorf," sagte sie dann zu Markus. Er hob die Karre.

Der Förster blieb stehen und sah zu. Es war gleichsam ein Sieg, daß die beiden vor ihm das Feld räumten. Doch wagte er kein Wort.

Andrea half aber ging plötzlich vor das Rad des Karrens, nahm die vorderen Gurte auf und spannte sich vor. Schwer und schweigend zog sie, Schritt für Schritt. So war es für Markus Kabat leichter. Mit den viel zu großen, derben Schafstiefel ihres Vaters stampfte sie als Vorspann durch die Pfützen und Lachen. Das Wasser spritzte hoch auf an ihr — sie merkte es nicht. In dumpfer Benommenheit ging sie, in einem verständnislosen Staunen. Und als wollte sie nicht denken, legte sie sich immer fester in die Gurte und zog, daß ihr der Schweiß über die Stirn rann. Was sich nicht in Worten ausgelöst von der großen Erregung, die sie erfährt hatte, löste sich in dieser Anstrengung aus. Ihr war, als brächte sie ihr Erleichterung, als wünschte sie gar nichts Besseres, als hier so vor dem Karren zu gehen.

Das Reden verbot sich dabei von selbst. Aber auch zu Hause schwieg sie. Es war seltsam, keiner erzählte der Alten von dem Vorfall. Der Tischler packte das Holz zum Trocknen zu dem übrigen. Als er die Stube betrat, ging Andrea, den Esel zu füttern. Dann hatte sie im Nebenzimmer zu tun.

Nur nachher blickte sie Markus immer an. Doch nur, wenn er es nicht sah. Es war ihr so seltsam.

Langsam, wie zögernd, schob sie heute den Riegel vor. Und wäre am liebsten zu Markus hingegangen, zu dem Großen, zu dem Riesen: „Ich hab Dich lieb!"

Das war ihr dumpfes Staunen, daß man schon lange einen lieb haben kann, und weiß es nicht.

Die Mutter schlief bald. Sie aber setzte sich auf, schlang die Hände um die herangezogenen Knie und sah immer durchs Dunkel nach der Tür.

Er atmete stärker, er warf sich auf seinem Lager.

Sie hatte ihn lieb. Ihn, ihn — und nicht den Grünrod. Immer hatte sie gedacht: wenn sie ihn neckte und ihn anlächelte, es sei nur, um den Pan Libelt zu fangen. Und alle Liebe, die sie gefühlt, war doch schon für ihn gewesen — vielleicht Wochen und Wochen schon. Das verstand sie nicht.

Erst heute war es über sie gekommen wie ein Feuerchein in Nacht. Und nun wieder mit einem Male konnte es gar nicht anders sein.

Sie hatte nicht für den Förster gezittert, als Markus ihn gepackt hatte. Aber sie hörte den Schrei wieder, als sie des Försters Gewehr hochriß. Da war ihr Arm so stark gewesen, daß niemand ihn hätte beugen können. Und sie sah sich Auge in Auge dem Grünen gegenüber.

Ein fremder Mensch. Sie kannte ihn kaum. Er gehörte nicht zu ihr.

Zu ihr gehörte jedoch Markus Kabat. Er war der Stärkste, der Beste, der Größte. Und sie hatte sich vor den Karren gespannt, den er schob.

Sie fühlte die Einschnitte der Gurte an ihrer Schulter und strich darüber. Keinem anderen wollte sie den Karren ziehen, aber ihm. Ihm, den sie immer gemeint, wenn ihr Kopf auch den Namen des anderen gedacht hatte.

Draußen war Sturm. Der pfiß und ächzte ums Haus, der sang hoch und tief, der brach und befreite, drückte und erhob . . . Er machte dem Frühling die Bahn frei.

Der Frühling kam mit Grausen. Von der hügeligen Chaussee sprangen die Wasser; die rannen in die Gräben; sie rieselten im Moose des Waldes. Man wußte nicht recht, wo das alles mit einem Male herkam.

Dann gab es strahlend schöne Tage. Jung und neugierig sah überall das erste Grün in die Sonne. Es war eine Lust, jetzt langsam dahinzufahren und die sanfte Glut und Wärme den ganzen Weg über zu verspüren. Selbst Anton wedelte.

Aber Andrea Falk fühlte doch, daß alles noch schöner werden müsse. Denn mit ihr und Markus war es nicht das Rechte. Auf die zärtlichen Redereien war jetzt scheues Ausweichen gefolgt. Andrea war still geworden, lachte nicht mehr, doch mit einer gewissen Zurückhaltung diente sie ihm.

Er stand oft am Fenster. „Alles grüßt mich,“ sagte er — „alles wandert. Die festgefrorenen Steine rollen, der vereiste Fluß holt den Aufenthalt nach. Gestern ging der erste Sonnenbruder durchs Dorf. Wann gehe ich?“

Er wollte und wollte nicht. „Komme ich noch einmal auf die Landstraße,“ dachte er, „dann adieu!“ Aber er hielt's nicht mehr aus. Viele unnütze Gedanken machte er sich. Sie wuchsen rascher als die Pilze.

„Seit dem Walde,“ kalkulierte er, „ist Andrea still geworden. Seitdem läßt der Förster das Schleichende. Es wird ihr nahegehen. Sie war früher herzlicher zu mir!“ Sin und her quälte er sich. Der Frühling machte ihm das Blut wild.

„Was tut man, Pani,“ sprach er eines Abends, „wenn man wissen möchte, was man nicht weiß?“

„Man fragt,“ erwiderte sie.

Als sie den Morgen darauf mit dem Eselswäglein zur Stadt fuhr, traf sie bald hinterm Dorf einen Wanderer. Sie erschraf bitterlich.

Er hatte das Felleisen über der Schulter, den alten Stod in der Hand, sah aber sonst ein gut Teil manierlicher aus als vor halb einem halben Jahre.

„Wohin?“ fragte sie kurz.

„Weiß ich nicht, Pani, aber möchte es gern wissen. Dazu, meint Ihr, soll man fragen.“

Sie atmete nicht so leicht wie sonst. Der Graue spürte wohl auch, daß sie die Zügel in unruhiger Hand hielt.

„Das sieht aus, Bon Rabat, als wolltet Ihr wandern. Warum sieht Ihr Euch fort wie ein Dieb? Warum redet Ihr nicht ein Wort vorher?“

„Rückt ein wenig,“ bat er. „Besser schlecht fahren als gut laufen.“ Und als er oben war: „Jetzt fragt Ihr, wo doch ich fragen will.“

„Wir haben Zeit für beides. Es ist weit bis zur Stadt. Und dorthin wollt Ihr doch.“

„Weiß ich nicht,“ sprach er wieder.

Dann sah er still wie sie. Er schaute nicht rechts, nicht links, nicht geradeaus, sondern vor sich hinunter. Als sie seinem Blick folgte, sah sie die Chaussee wieder als Band abrollen, doch nicht grau, sondern frisch und schwärzlich. Das war wie ein gutes Vorzeichen.

Und plötzlich schwoll ihr der Mut. Es kam eine feste Entschlossenheit über sie. „Ich lasse ihn nicht fort,“ dachte sie. „Spricht er nicht, spreche ich!“

Der Tischler beobachtete die Veränderung ihrer Züge nicht. Er kramte in seinem Felleisen, entnahm ihm etwas und schmürkte es dann zusammen. Wie spielend klopfte er darauf mit einem harten Gegenstande an die Lehne des Wägelchens.

Das Schweigen drückte die schöne Andrea. „Was habt Ihr da?“ fragte sie.

„Viel und wenig. Ein Stemmmeißen.“

Er wies es ihr. Sie nahm es, wog es. „Schwer, . . . sehr schwer. Was wollt Ihr damit?“

„Es Euch zeigen.“

Verständnislos bliete sie es an. Da zog Markus Rabat tief die Luft ein, als könnte er sie gebrauchen.

„Laßt mich reden, Pani . . . Alles auf der Welt muß gesagt sein. Erinnerst Euch, wo Ihr mich aufnahm. Ein Bierlestimädchen, und wir haben die Stelle. Ich war früher ein guter Arbeiter gewesen. Der Leichtsinm soß mir im Blut — aus Leichtsinm kann alles wachsen. Reden wir nicht davon! Ueberall wurde ich entlassen, trotz meiner Geschicklichkeit. Von einer Stadt in die andere, von den großen in die kleinen, von da auf die Landstraße. Immer tiefer kam ich . . . oft habe ich auf einem Stein am Weg geseßen und habe mich selbst bei Namen genannt: „Markus Rabat, bist du das? Hast du keine Scham mehr?“ Aber es war eine böse Zeit, auch für andere. Selten Arbeit! Oft habe ich gebeten, aber ein Meister,

der sich zum Essen setzte mit fünf Kindern, nahm den Deckel von der Schüssel: nur Kartoffeln waren drin. Da ging ich. Auf der Straße verkommt man. Erst schämt man sich, wenn der Absatz schief ist. Dann denkt man: „Alles ist egal.“ Man wird abgerissen, man versumpft. Wer nicht ißt, muß Schnaps trinken. Wer auch keinen Schnaps mehr hat, muß sterben.

„Vorher ich hier in die Stadt kam, sah ich wieder auf einem Stein, trotzdem der Wind schnitt wie mit Messern. Halb erfroren war ich, halb verhungert. „Wenn es hier auch nichts ist,“ dachte ich, „dann will dich Gott verderben. Wenn er mir hilft, dann will ich ein guter Mensch werden.“

„Pani, zehn Jahre nicht gebetet . . . aber damals, — „bete!“ dachte ich.

„Hat nichts geholfen. Keine Arbeit — nichts. Nur der Gendarm bekümmerte sich um mich. Vom ersten bis zum letzten Haus ging er in meiner Nähe spazieren.

„So kam ich aus der Stadt heraus, hier auf die Chaussee. „Erinnert Euch meiner Kleidung — und nichts im Wagen. Schon lag ich im Walde. Müde ward ich. Plötzlich ganz schwach. Fast wollte ich einschlafen.“

„Da wachte alles Leben in mir auf. Nein, nein, noch nicht sterben! Lieber ein anderer — du nicht.“

„Laumelnd stand ich auf. Alles drehte sich mir im Kopf.

„Und plötzlich denke ich: „Wenn jetzt einer käme . . . so viel Kraft hast du noch . . . es sieht niemand.“ Als ob der Gedanke von draußen käme, . . . ich spüre ordentlich, wie es sich bei mir eintrampft. Ich kämpfte dagegen, doch immer höre ich etwas wie: „Es ist schon gleich — Landstreicher, Bettler, Räuber! Nur nicht hier so krepieren, nur essen, sich wärmen.“

„Da höre ich Räder und drehe mich um. Die ganze Chaussee leer, weit und breit kein Mensch, nur das Wäglein, auf dem Ihr saßt.“

„Groß hab ich Euch angestarrt. Ihr waret noch so jung. Aber mit einem Weibe wird man schneller fertig als mit einem Manne. Und die schwarze Ledertasche . . . Da war Geld drin für die Milch. Geld, daß ich essen, trinken, mich wärmen konnte.“

„So rief ich. Ihr jedoch hieltet und nahmet mich auf. Es wäre mir lieber gewesen, Ihr hättet gescholten.“

„Sah Euch von der Seite an, fragte nach dem Preis der Milch, konnte mir denken, wieviel die schwarze Tasche enthielt.“

„Und dann nahm ich das Stemmmeißen raus und bat um einen Schluck. Wenn Ihr Euch umdrehtet, wollte ich Euch mit dem Stemmmeißen den Schlag über den Kopf versehen.“

Markus Rabat hatte zuletzt schnell, leise, aber deutlich gesprochen. Die schöne Andrea hatte starre, erschrockene Augen. Totenblaß war sie. Eine halbe Erinnerung kam ihr, die seine Erzählung bestätigte. Unwillkürlich rückte sie etwas ab. Sie hielt das Stemmmeißen in der zitternden Hand und umschloß es krampfhaft mit den Fingern, als hätte sie Furcht, er könnte es ihr wegreißen.

„So,“ sprach er dann, „das lag auf mir. Kein Mensch darf sagen: das werde ich niemals tun. Ich habe nicht gewollt, aber mein Arm hob sich, daß Ihr leicht erschraf. Da trank ich die Milch, und mir ward besser. Alles andere wißt Ihr. Es war die Wendung: mein Leben mußte zum Guten oder Bösen gehen. Durch Euch, Pani, ist es zum Guten gegangen. Nun aber habt Ihr Furcht.“

Sie sprach nicht. Das Eselweib trabte. Die Sonne schien auf sie, auf den Tischler, auf die blanken Rannen.

„Wenn ich jetzt zurückkäme, Pani Andrea — Ihr würdet vor mir zittern. Nicht?“

Zum erstenmal sah ich ihn wieder an. Und sie sah, daß es nicht der Landstreicher war, den sie hergefahren, sondern der Tischler, der Monate in ihrem Hause gelebt hatte, den sie kannte, den sie liebte.

„Da,“ sprach sie statt jeder anderen Antwort. Und sie reichte ihm das Stemmmeißen.

Er verstand, daß es heißen sollte: ich fürchte mich nicht. Ein Leuchten flog über seine Züge.

„Pani!“ Er nahm ihre rechte Hand vom Zügel fort und küßte sie.

„Was tut Ihr?“ sagte sie verwirrt und kopfschüttelnd. Und als müsse sie dies und seine Erzählung so schnell wie möglich verwischen, fing sie hastig zu reden an. Es sei nicht recht, daß er nun wieder wandere. Ob es im Dorf nicht ganz schön sei? Er solle nur sehen: jetzt, wo der Frühling komme . . . All die Wälder ringsum. Und Arbeit habe er doch gewiß, so geschickt, wie er nun einmal sei. Niemals hätte sie so einen geschickten Tischler gesehen — alles, was recht sei! Und wenn sie sein Leben nun doch einmal zum Guten gewandt habe, wie

er meine — ob es auch wirklich nicht der Rede wert wäre — wie ein Dieb schlüpfte man sich dennoch nicht fort. Er hätte der Mutter gut und gerne Adieu sagen können. Man hätte noch etwas zum Abschied angerichtet — etwas Feines. Reis mit Bimmet bestreut — das esse er ja so gerne. Ja, und — und —

Sie hatte sich warm und rot geredet, hastig purzelten die Worte übereinander. Sie verrieten ihr Herz. Als sie das merkte, fing sie an zu stottern. Da knallte sie heftig mit der Peitsche: „Warum müßt Ihr denn laufen?“

„Das will ich Euch sagen,“ erwiderte er. Sein Atem war kurz, seine Hand legte sich fest um das Sitzbrett. „Aber seht mich nicht an!“ Und mit ein wenig heiserer Stimme: „Weil ich kein Heiliger bin! Zum Heiligen könnt auch Ihr mich nicht machen, Pani! Ihr am allerwenigsten! Immer so neben Euch — Tag für Tag — und Euch sehen und — weil ich das nicht aushalte! Weil Ihr zu schön seid, weil ich Euch lieb habe.“

Sie fühlte seinen Blick, wild, scharf . . . Es überlief sie heiß. Und plötzlich war er vom Wägelchen gesprungen, mit einem einzigen Satz.

„Seht mich nicht an, Pani . . . ich will jetzt fragen, was ich nicht weiß. Alles habe ich Euch jetzt erzählt, — wollt Ihr mich zum Mann? Nicht ansehen, nicht reden . . . Nein oder ja? Wenn nicht, dann peitscht auf den Esel, fahrt zu . . . Fahrt doch!“

„Und wenn ja . . .?“ fragte ihre klingende Stimme. Sie war aufgestanden.

„Dann . . .“ Aber schon brach ein jauchzender, rauher Schrei aus seiner Brust. Der lief durch die frühling-jungen Wälder und brach sich in ihrer Tiefe. Mit den beiden Armen griff der Niese zu. Vom Wagen riß er sie an seine Brust. Er trug sie. Er schwenkte sie. Reuchend, selig, wild. Wie ein Verdursteter küßte er sie.

„Räuber!“ sagte sie. Doch dabei kam das Leuchten — das innere, so lange versunkene Leuchten — in ihre Augen, und sie bog sich in seinen Armen und küßte ihn.

Sie mußte sich aufreden dazu, so viel größer war er, und da schien auch die Sonne in die Augen hinein. Glanz von innen und außen.

Niemand beachtete den schönen Anton. Der zottelte gemächlich weiter auch ohne Kutscher . . . immer die Straße lang. Wer weiß, ob sie ihn eingeholt hätten, denn er war ein gut Stück voraus. Aber da kam der Liefstimm des Alters über ihn. Er blieb von selbst stehen und starrte versunken zu Boden, als müßte er das Leben dieses Kleinen und großen Lebens lösen.

So holten sie ihn ein. Es war abgemacht, daß Markus Kabat gleich wieder aus der Stadt mit zurückfuhr. Aber ehe Andrea fertig war, verschwand er. Mit hunderten Bändern beladen kam er wieder. Er band sie an die Peitsche, an das Wägelchen. Er band sie an die Gängel der Blechkannen und an die Mähne des schönen Anton.

„Wie eine Hochzeit werden wir einfahren,“ sprach er mit unterdrücktem Jubel.

Und so fuhren sie wirklich durch den grünen Frühling und den wehenden Wind, der die farbigen Bänder flattern ließ gleich fröhlichen Wimpeln.

Zimmerzu mußte sich die schöne Andrea lachend gegen den Niesen wehren. „Es ist ein Kreuz mit dem Mann! Und ich habe das Kreuz mit noch selber aufgeladen und ins Haus gebracht.“

Da schlug sie ihm auf die Finger. Er aber hielt ihr die Hände fest — die Hände, die nicht mehr so hübsch waren wie früher, sondern die mehr und mehr der „guten Arbeitern“ Bogdan Konarskis ähnlich wurden. —

Kleines feuilleton.

B. Tenres Obst. Der Rat war kaum zur Tür hinaus, da trat der dicke Sergeant auch schon von seinem Schreibtisch weg und trant an seinem Mantel, der am Türpfosten hing.

„Was kann das schlechte Leben nützen! Wollen erst mal 'n bißchen frühstücken!“ sagte er laut vor sich hin. „Wenn der schon um halb zwölf Mittag machen kann, können wir's schon lange.“

Und dabei holte er seine Frühstückstullen aus der Manteltasche, wickelte das Zeitungspapier ab und warf es in den Papiertorb. Ueber das runde, volle Gesicht glitt es beim Anblick der viden, mit Lebertwurst belegten Kommissbrotstullen wie der Glanz molligen Glücks. Kräftig biß er hinein und ging langsam bis an das

niedrige, vergitterte Fenster, das fast eine ganze Seite des langen schmalen Bureaus einnahm. Ein Weilchen blieb er stehen und blickte hinaus auf den Hof, wo der Posten vor dem hohen, eisernen Festungstore auf und ab schilderte. Dann machte er kehrt und ging psiegmatisch nach der anderen Seite des Zimmers. Da sah der Schreiber, ein Militär-Gefangener. Sein Tisch stand seitwärts vor einer großen, vergitterten und verglasten Schießscharte. Sergeant Lindemann blieb einige Schritte vor ihm stehen und verzehrte den letzten Rest seines Frühstücks. Dann strich er sich den großen Schnauzbart und fragte gelangweilt:

„Wie lange sind Sie jetzt eigentlich schon hier, Meder?“

„Hier als Schreiber, oder überhaupt auf Festung?“

„Nein, ich meine, wie lange Sie überhaupt auf Festung sind?“

„S werden jetzt sieben Monat, im September bin ich gekommen,“ antwortete Meder nachdenklich. „Nun noch sechsundzwanzig! Da wird's wohl noch manchmal langweilig werden!“ setzte er dann noch mismutig hinzu.

„Ja!“ sagte Lindemann bedächtig und nickte ein paarmal.

„Aber Sie scheinen doch so n ruhiger, ordentlicher Mensch zu sein. Wie Sie dazu gekommen sind, 'n tötlichen Angriff zu machen, ist mir ganz unbegreiflich!“

Meder lächelte bitter auf. „'n tötlichen Angriff um sechs unreife Birnen, und dann zwei Jahr und neun Monate Festung! Das kann auch so leicht keiner begreifen, der 's nicht mit erlebt hat! Das will ich gerne glauben!“

Er hatte aufgehört zu schreiben und blickte finster hinaus, auf das vieredige Stück von dem schwärzlichen grauen Wall, das er durch die Schießscharte sehen konnte.

Lindemann kannte die Einzelheiten des von Meder begangenen Vergehens nicht. Er wußte nur, daß dieser wegen tötlichen Angriffs bestraft war. Jetzt, durch die Andeutungen Meders neugierig gemacht, konnte er es nicht überwinden, sich danach zu erkundigen. Verlegen rieb er mit der linken Hand die Nase und fragte so halb und halb mitleidig und neugierig:

„Wegen sechs Birnen haben Sie 'n tötlichen Angriff verübt?“

Aber schon hatte er Angst, er könnte etwas vor seiner Autorität vergeblich und fügte sofort energisch hinzu: „Na, Sie als Gefreiter, mußten doch die Kriegsartikel genau kennen! Noch dazu auf der Unteroffizierschule!“

„Ja, die kannte ich auch damals schon in- und auswendig; aber hier habe ich sie erst richtig kennen gelernt!“ antwortete Meder ruhig. Er hatte den Federhalter hingelegt und zupfte nervös an einem Stüddchen Löschblatt.

„Wenn der Mensch Pech haben soll, dann hat er auch welches! Das war da auf der Unteroffizierschule ebenso wie überall beim Kommiss; der nicht von Hause aus etwas zusehen hat, muß sich eben, ob er will oder nicht, zum Hungertüftler ausbilden. Und wenn man große Märsche und Felddienübungen machen muß und hat dabei weiter nichts im Reibe als vielleicht 'n halbes Liter schwarzen Kaffee, dann hat man schließlich mehr Hunger als Vaterlandsliebe. So ging es mir und verschiedenen anderen auch.“

„Eines Abends saß ich vor meinem Spinde und flide an meiner sechsten Hose 'rum. Dabei hatte ich schon kräftig dem Wasserkrüge ausgesprochen; als mein Freund Wolf zur Tür herein und direkt auf mich loskam. Er warf mir 'n paar graugrüne Birnen hin.“

„Da, ihl!“ Ich staunte ihn an und verschlang die Dinger.“

„Ja war drüben im Schloßgarten und habe mir mal die Bamppe ordentlich vollgestopft. Det lebt sich ja gleich noch mal so jenußlich auf der Welt, wenn man richtig satt is!“ sagte er. „'ne Patrouille hab' id jarnich gesehn;“ fügte er noch hinzu, als ich danach frug. „Und übrigens, die kriegen mir och nich; wenn dreiste eene kommt!“

„Na, was soll ich sagen. Am nächsten Abend zogen wir beide und noch ein Eingeweihter los, um uns mal ordentlich 'ne Güte zu tun. Aber kaum war ich auf 'n Baum geklettert, da hör' ich Wolf schreien: „Die Patrouille!“ Runter und hinter den anderen her rennen, war eins. Ich hörte nur, daß dicht hinter mir ein paar Kerle liefen. Plötzlich fühlte ich 'ne Berührung auf der linken Schulter. Ich drehte mich mit einem kurzen Rud zur Seite und riß mich los. Da sah ich noch, wie dem einen der Helm vom Kopfe fiel. Das war alles! Dann bin ich gerannt wie ein Beseffener. Aber an der Kaserne stellten sie uns doch alle drei, und sie fanden in meiner Hosentasche sechs unreife Birnen . . .“

„Dann kam die Untersuchung und das Kriegsgericht. Da hätten sie beinahe noch militärischen Aufruhr aus der Sache gemacht. Viel hat nicht gefehlt!“

„Schreiber raustreten!“ rief eine tiefe Stimme vom Hof herauf. Das war der Unteroffizier, welcher die Schreiber, Wäscher, Kalfaktoren usw. zum Appell zu führen hatte.

Meder legte seine Arbeit zusammen und nahm seine Röhre. Als er ging, sagte er noch: „Ja, ja, Herr Sergeant, das war tenures Obst!“

Der hatte, rittlings auf seinem Stuhl sitzend, ruhig zugehört. Er nickte und brumnte etwas vor sich hin. Dann ging er in die Kantine. Da war gestern eine frische Sendung Steinhäger angekommen, den wollte er mal probieren. —

Musik.

Die herannahende Feier des Schiller-Tages seht Literatur und Musik in eine Bewegung, aus der hoffentlich auch Bleibendes hervorgeht. Ein derartiges Werk dürfte die „Hymne zur Gebensfeier“ usw. sein, die Ferd. v. Saar gedichtet und Joseph Reiter kom-

poniert hat (op. 70). Sie wird in Wien bei der Hauptfeier aufgeführt werden und ist auch für die hiesige Feier zu empfehlen. Der Komponist hat sich insbesondere durch Chor- und Sololieder sowie durch ein paar Opern, auf die man hier ebenfalls aufmerksam sein könnte, bekannt gemacht. Allerdings fehlt ihm noch die breitere Anerkennung. Seine Kunst eines kräftigen und knappen Ausdrucks macht auch jene Hymne zu einem dankbaren Stück.

Die Vertonung, die Schillers „An die Freude“ im Schlußsage von Beethovens neunter Sinfonie gefunden hat, legt die Wertung dieses Werkes für die jetzige Zeit nahe. Die freie Wollsbühne ging schon lange damit um, an Stelle kleinerer Versuche zur musikalischen Förderung ihrer Gemeinde die Aufführung dieses Werkes zu setzen. Am vorigen Sonnabend ist sie zustande gekommen, und zwar mit bemerkenswertem Erfolge. Allerdings waren nicht solche Kräfte und Verhältnisse zur Hand, wie man sie anderswo erwarten kann. Allein das Berliner Tonkünstler-Orchester hielt sich unter Karl Vach namentlich insofern gut, als die schwierigeren Partien besser gelangen, als die leichteren. Der verstärkte Wattlejche (vormals Elsmannsche) Chor und die vier Solisten fanden sich mit den Zumutungen, die der Komponist an den Gesang stellt, größtenteils gut ab.

Daß neben diesem Erfolge noch mehr als viel für jene musikalische Förderung zu tun bleibt, bedarf wohl nicht erst einer Erwähnung. Vorläufig möchten wir der eifrigen „Freien“ doch noch zwei Wünsche vortragen. Erstens den, zu beachten, daß ihr Programm noch immer zu lang ist; ein Gluck und ein Mozart und ein Schubert zu der „Neunten“ hinzu, das macht trotz der Leichtigkeit jener Kompositionen zu viel aus und verführt zu einem Drüberweghören. Zweitens sollte von dem Saale der Brauerei Friedrichshain jede Kunstleistung, sofern sie wirklich artistisch genommen sein will, fernbleiben. Der Saal ist sowohl rein pöblich genommen eine Quelle von Beschwerden, wie auch der seelischen Stimmung nach das Gegenteil einer Kunststätte. — sz.

Kunst.

Die Neuerwerbungen der Nationalgalerie sind in den oberen Räumen der Besichtigung zugänglich gemacht. Meist sind es Geschenke. Im Mittelpunkt steht ein großer Vöcklin, eine „Kreuzabnahme Christi“. Die Farben sind durchweg düster und schwer und zeigen offenbar den Einfluß der alten, deutschen Meister, — etwa Mathias Grünewald — der auch in dem Ausdruck der Gesten, in der Herbeheit und Strenge der Charakteristik zutage tritt. Dabei übertrifft das Werk die Alten in der freien und schönen Gliederung der Komposition, in der Konzentrierung des Vorgangs auf wenige Personen, deren innere Bewegtheit sich klar enthüllt. Unter der Hülle des Vorbilds, dem Vöcklin folgte, zeigt sich schon überall das Eigene, Neue, so daß dies Bild um der Bedeutung für die Entwicklung des Malers willen besonderen Wert erhält. Vöcklinsche Farbenvahl zeigt sich in dem dunkelblauen Mantel der Mutter, dem roten und braungrünen der Männer, die alle in Kontrast zu einander stehen und deren dunkle Tönung zusammen mit den drei dunkelgefärbten Zeichnamen als schwerer, einheitlicher Gesamtkorridor wirkt. Echter Vöcklin ist der düstere Himmel, die grünen Bäume, die weiße, abfallende Mauer sowie die Ansiedelung, die Häuser des Hintergrundes, und vor allem die Magdalena, deren rotblondes Haar tief herabfällt über den grünlich schillernden, goldgeschmückten Mantel. Der freie und große Raumeindruck ist noch besonders hervorzuheben. Gleichwertig steht daneben ein Meisterwerk Leibl's „Dachauerin mit Kind“. Die zeichnerische Sicherheit ist ebenso zu bewundern, wie die weiche, malerische Behandlung des Fleisches, des Pelzes. Es überwiegen die Farben schwarz und grau, beide sind zu einer feinen Harmonie verschmolzen.

Als drittes ist zu nennen ein Thoma; eine Landschaft „Rhein bei Säckingen“, dessen feine grüne und graue Töne auf den Wiesen, in der Luft den Rhythmus des alten Meisters aufs neue festigen, der mit diesem Wilde vollberechtigt neben die besten Landschaften der Franzosen tritt.

Als Plastik rangiert auf gleicher Höhe August Gaul's „Löwe“. Es ist ein Meisterwerk von bleibender Bedeutung. Strenge der Durchbildung in einzelnen steht bewußt neben kraftvollstem Ausleben des Ganzen. Immer ordnet sich der Teil der Einheit unter, ohne je schematisch, hohl oder verblasen zu werden. Es ist dieser Löwe kein zufälliges Abbild eines Tieres, das der Bildner einmal sah, sondern die Linien sind so verstärkt und in rechte Beziehung zu einander gebracht, daß aus dem Zufall die Form, die monumentale Idee herausgeholt ist. Gar nichts Skizzenhaftes haftet dieser Skulptur an, und doch pulsiert energiegeliches Leben hinter dieser ernsten, sachlichen Gestaltung. Wegen dieser echt plastischen Form, wegen dieser Strenge des Stils, dieser Kraft im Erfassen des Wesentlichen, nennen wir dieses Werk ein Meisterwerk. Nicht leicht dürfte im Auslande ein Bildhauer zu finden sein, der Augenblicklichkeit und Energie, die die Form von innen prägt, sie nach außen herauswachsen läßt, und sie nicht zufällig den Dingen anklebt, oder eine momentane Bewegung unmotiviert als Charakter prägt, mit solcher Reife des Arbeitens und Gestaltens verbindet.

Von einer älteren, so gut wie unbekanntem deutschen Kunst lernen wir einen feinen Landschaftler kennen in Ferdinand Waldmüller. Er lebte etwa 1830 in Wien. Er sah die Natur ohne jede Voreingenommenheit. In seinen kleinen Bildchen gibt er freie Räumlichkeit. Blau stehen in der Ferne die Berge. Als feste Masse

boven die Baumgruppe, die den Raum so vertieft. Er malte die schöne, leichte, bläuliche Luft, die in wasserreicher Ebene über dem Land liegt. Von gleichem Reiz, ist ein kleines Bildchen von Engert, das eine junge Dame im Garten sitzend darstellt, in grauem Kleide, das fein in dem umgebenden Grün wirkt. Engert lebte um dieselbe Zeit in Wien.

Die alte Berliner Kunst vertreten zwei Bilder, deren Urheber früher unbekannt war, die nun als Werke von J. V. Hummel festgestellt sind. Sie sind hart und haben nicht den feinen Reiz der Wiener. Stofflich handelt es sich bei beiden Bildern um das Schleifen und Aufstellen der Granitshale im Lustgarten.

An Plastiken sind noch erworben Vordermehers „Hahn“, eine gute, kräftige Arbeit, von Lagae eine lebendige Porträtbüste des Bildhauers Dillens, von diesem selbst vier kleine Figuren, die Vertreter Antwerpener Gilden, von Tschjner ein loketter „Parisfal“ zu Pferde, von Rodin der „Denker“ in Bronze, eine Büste von Adolf Hildebrandt.

Unter den Zeichnungen sind die Studien Menzels zum Blütenkonzert, die Skizzen von Käthe Kollwitz zum Bauerkrieg, Arbeiten von Schwindt, Gude, Meherheim, Thöny wertvoll. — e. s.

Humoristisches.

— Unbrauchbar. Durch zum andern: „Den neuen Fuhs sollten wir möglichst bald wieder wimmeln. Der Kerl hat heute mittag im Café mindestens 'ne halbe Stunde über Schiller jequatscht!“

— Aus der Schule. Der Begriff „Begabung“ wird an Beispielen erläutert.

Lehrer: „Wenn also jemand bedeutende geistige Fähigkeiten besitzt, welchen Beruf wird er wohl wählen?“

Schüler: „Dann wird er Lehrer.“

Lehrer: „Nicht gut; wenn nun aber ein Mensch nicht so klug, vielleicht sogar sehr beschränkt ist, dabei starke Muskeln, einen kräftigen Körper hat, was wird er dann?“

Schüler: „Dann wird er — Turnlehrer.“

— Wahres Geschichtchen. Dirigent (in Czernowitz zum Hornisten): „Blasen Sie doch endlich piano, Sie blasen ja immer forte!“

Hornist: „Ja, lieber Herr, wenn ich piano blasen könnt', wär' ich nicht in Czernowitz.“ („Jugend“.)

Notizen.

— Erich Schlaifers neues dreiaktiges Drama „Der lahme Hans“ ist vom Deutschen Theater angenommen worden. —

— Die Uraufführung von Humperdinck's Oper „Heirat wider Willen“ ist vom Opernhause auf den 11. April angelegt. —

— Der kürzlich in Wien verstorbene Aquarellmaler Rudolf Alt bekam in seiner besten Zeit für ein Bild 30 bis 40 Gulden. Einem Freunde des Malers Angelh wurden einmal 40 Bilder von Alt zu 40 Gulden angeboten. Später wurde auf einer Auktion eines dieser Bilder für 2500 Gulden verkauft. —

— Der schwedische Zoologe Sjöstedt unternimmt im nächsten Monat eine auf ein Jahr berechnete wissenschaftliche Forschungsreise nach Ostafrika mit der besonderen Aufgabe, die Tierwelt am Kilimandscharo zu studieren. —

— Anlässlich der in Nürnberg im Juni erfolgenden Enthüllung des Denkmals für Peter Henlein, den Erfinder der Taschenuhr, wird eine umfassende Ausstellung neuer und alter Uhren veranstaltet, die ein Bild der ganzen Entwicklung der Uhr von den frühesten Anfängen an bis auf unsere Zeit zu geben bestimmt ist. Die Ausstellung wird in den Räumen des bayerischen Gewerbevereins stattfinden und vom 15. Juni bis 15. August dauern. —

— Das Einkommen eines „Wunderdoktors“. Der Wunderdoktor Kusmeier in Rirchgandern (Regierungsbezirk Erfurt) hat für das laufende Jahr sein steuerpflichtiges Einkommen auf 130 000 M. angegeben. —

— Alpenglühn am Bodensee. Der „Frankf. Ztg.“ wird unterm 16. März aus Ueberlingen geschrieben: In diesen Tagen, die den Frühling ankündigen, zeigen sich uns am Bodensee die Alpen in einer solch herrlichen Klarheit und Nähe, wie kaum zu einer anderen Jahreszeit. Und erst gestern Abend Alpenglühn! Ueber die ganze Kette, die wir in Ueberlingen unten am See sehen, warf es seine Feuer, vom Glärnisch bis zum Wregenger Wald, vor dem die Notewand, in Glut getaucht, die Nebenbrüder übertrugte. Merkwürdig war's, zuzuschauen, wie das außergewöhnlich seltene Ereignis sich vollzog. Erst begann ein roter Streifen über den Fuß der Berge zu glühen, während nach oben alles in den weißen und grauen Strichen weiter düsterte. Schnell stieg dann das Feuer bis zu den Gipfeln, einige Augenblicke loderte die ganze Alpenkette, dann sprühten die Feuer nur noch an den mächtigen Wänden der nahen Säntis und Altmann, und bald lagen auch sie in die gramahende Dämmerung zurückgesunken, während die Sonne noch lange den Himmel mit dem Glanz ihres farbigen Abends übergoß. Das ganze Schauspiel dauerte kaum fünf Minuten. —